

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Band: 25 (2018)
Heft: 279

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur

Literaturleben

Linienleben

Fluchtversuch

Schluchtpoesie

Musikpoesie

Bauschautanz

Parkplatzpuff

Toggenburgwil

Stirbt die Literatur? Ruinieren wir sie? Trüet die Literatur? Mästen wir sie?

Replik auf Jochen Kelters Aufsatz *Tod der Literatur* im Maiheft von Saiten.

Text: Rainer Stöckli

Enzensberger 50 Jahre lang über den «Tod der Literatur» nachdenken – wer will das? 1968 hat es zum Thema ein *Kursbuch* gegeben (Nummer 15). Herausgebracht von Hans Magnus Enzensberger, damals schon allererste Respektperson des Literatur-Betriebs, Dichter, Anthologist, Herausgeber, Vordenker, Klassenkämpfer, verantwortlich allbereits für 40 oder mehr Publikationen – seither für nochmals 200 relevante Veröffentlichungen. Jahrgang 1929, als *homme de lettres* bis zum heutigen Tag anerkannt, jahrzehntelang präsent mit Stellungnahmen, aus meiner Sicht auch aufgrund unnachahmlicher Gedichtbände bei Suhrkamp (1991; 1995; 1999; 2003; 2009).

Kursbuch 1968 Kann einer mit 40 über den «Tod der Literatur» sinnieren, davor und danach aber pausenlose 60 Jahre im Licht stehen: mit Literatur? Vor Monatsfrist hat Jochen Kelter Enzensbergers Provokation im besagten *Kursbuch* (auch die seiner Kollegen) «Verkündigung» genannt, hat sie in seinem Streitschreiben als «Übertreibung» gewertet und offengelassen, ob sie damals mehr «Gerücht» gewesen sei als Diagnose. Feststehen dürfte: Mit dem Verdikt sollte die «bürgerliche Literatur» getroffen werden, plädiert wurde statt für fortzuschreibende müde Belletristik für «Gebrauchstexte». Für Texte, die Stellung bezögen und nach Veränderung Ausschau hielten...

Den Tod ausrufen Unsereiner las und liest solcherlei Provokation wie andere, ebenso wenig behaftbare Rufe: Tod des Abendlandes / Tod der Moral / Tod der Kindheit / Tod der Mode. Das mir Lästige daran: Wer den Tod eines Konzepts ausruft, ist in ebendem Fach oder Metier oder Rayon eine Koryphäe. Ein Meinungsmacher, der sich geriert wie ein Neudefinierer und den Influencer spielt. Alessandro Michele, seit kurzem Kreativchef von Gucci, propagiert im Magazin des «Tages-Anzeigers», April 2018, den «Tod der Mode»; er darf das, als Modeentwerfer (Designer) weiss er ein Gegenmittel und stemmt sich damit gegen alles seit je Konventionelle.

Kelter In mehr als einer Passage seines Streitschreibens geht Kelter gleich weit. Er statuiert ab den 1990er-Jahren ein «Siechtum» der Literatur-Produktion, darnach den «wirklichen Tod der Literatur». Und zwar deshalb, weil der kapitalistische Markt wirke, wie er in den eigenen Domänen wirkt. Folgen davon: Überkapazität, Qualitätseinbusse, Pfuschi. Immer mehr Verlage stellen immer mehr Bücher her, billige Bücher. Unter fraglichen, unter ärgerlichen Bedingungen. Tatsächlich leiden wir – auch hierzulande und jetzt, wo und wann ich den Ruf vom «Tod der Literatur» zu parieren suche – wir leiden tatsächlich daran: viele Autoren / viele Bücher / viele Verlage / viele Preisvergaben / viele Archive / viele Festivals alias Literaturtage alias Bücherfeste.

Literatur-Festivals u. ä. Peter Surber stellt an die Seite von Kelters Streitschreiben die Hinweise auf die Solothurner Literaturtage 2018, auf das nahezu endlose Winterthurer Literaturfest '18,

auf das Frauenfelder Bücherfest '18. Man weitete das mühelos aus. Literaare Bern, Wortlaut St.Gallen, Feldkircher Lyrikstage, Mundartmai im Rheintal und in Vorarlberg, Seetaler Büchergespräche... Des Weiteren Brugg, Leukerbad, Rigi, Kanton Schaffhausen, Zofingen, Stadt Zug, Klagenfurt – es gibt für die Spektakel einen eigenen Kalender.

Eventitis Beteiligt sind anlassgemäss Geladene, Gäste, Veranstalter und Buchhandel – kraft ihrer Köpfe, Hände, Stimmbänder, Ohren, Werbepattformen, weitreichender Beziehungen und, nicht zu vergessen, kraft «allgemeiner» Unterstützung, will sagen: Öffentlichen Geldes. Noch ein Spoken-Word-Event von drei Tagen Dauer oder eine Poetry-Slam-Saison hat heute ein Budget von beispielsweise 60'000 Franken. Ob das mit den «Wirkkräften des kapitalistischen Markts» zu tun hat oder mehr mit der modern gewordenen Eventitis, einer «Überernährung» des Veranstaltungswesens?

Die Qualitätsfrage Viele Veranstalter, viele Schriftstellerinnen, viele Manuskripte, viele Druckkostenzuschüsse, viele Bücher, viele Preisverleihungen. Dass in der Schweiz Unterstützungen seitens der «Öffentlichen Hand» in alle Winde Richtung EU verschwinden, möchte einen stutzen lassen. Auf wessen Entscheidung hin? Woher diese mittlerweile pauschale Regelung im Druckgewerbe? Wer bleibt da wem etwas schuldig? – Andererseits: Soll das ein Fluch des heutigen «Marktliberalismus» sein? Ein Fluch oder ein Segen? Inwiefern soll diese Praxis mit einer «Nivellierung» der Qualität literarischer Veröffentlichungen einhergehen?

Viele Bücher! Mit Enzensberger waren wir schon bei Suhrkamp. Auch Kelter erwähnt Suhrkamp, rühmt dessen Lektorat, allerdings *früherer* Zeiten. Hat nicht ebendieser Verlag – gegen alle «globale Ökonomie des Kapitals» – beispielsweise das Opus Magnum der Marianne Fritz ans Licht gebracht? Ans Licht, nicht auf den Markt! Hat im Jahr 1985 (nach dem vergleichslosen Erstling der Autorin, noch bei S. Fischer) die 3400 Seiten von *Dessen Sprache du nicht verstehst* verlegt, dreibändig zuerst, rasch darauf in zwölf Bänden. Hat nicht ebendieser Verlag 1996 und 1998 von Marianne Fritz die beiden fünfbändigen *Naturgemäss I* und *Naturgemäss II* nachgetragen (2030 Seiten resp. 4750 Seiten)? – Ich ahne Einspruch. Man will sagen: Eine Wienerin! Protegiert! Vom allmächtigen bundesdeutschen Grossverlag! Hingegen die Schweiz! Da komme zwar, räumt man ein, das Oeuvre von Fernando Pessoa zum Vorschein (ab 1985, Ammann). Da komme allenfalls noch eine Werkauswahl, fünfbändig, von Kurt Marti zustande (hg. von Elisabeth Pulver, 2005, Nagel & Kimche). Da gehe aber die siebenbändige Werkausgabe von Klaus Merz (hg. von Markus Bundi, 2015, Haymon) flugs ins Ausland. Undsoweiter.

Erwiderung Dem jedoch, der sich umblickt, fällt es nicht schwer, solche Einwendungen zu relativieren. Ich erwähne die Werkausgabe von Carl Albert Loosli, ein Verdienst des Rotpunkt-

verlags; erwähne Erwin Martis vierbändige Darstellung (1996–2018) von Loosis Leben und Werk, eine Leistung im Chronos Verlag (der vierte Band soll diesen Monat erscheinen); erwähne die Publikation von Alex Sadkowskys *Chinesischer Wespe*, dreier Bände à 600 bis 700 Seiten, 2002, 2004 und 2008, eine Tat des bilgerverlags.

Gerechtigkeitshalber Zu solchem Aufhebemachen gehört eine zweite Wahrheit: An der Seite der erwähnten Editionen Fritz und Pessoa, Marti und Merz, Loosli und Sadkowsky haben sich sowohl für Jochen Kelter als auch für Gewährsleute, die sein Aufsatz zitiert – für *gens de lettres* wie ihn: Felix Philipp Ingold oder Klaus Wagenbach – es haben sich nachweislich Mittel und Wege gefunden (gewiss nicht ganz ohne Beziehungen und selbstverständlich dank der prächtigen Namen), zirka alljährlich Buch um Buch auf den Markt zu bringen. Kelter seit 1990 mehr als 20 Titel: schätzenswerte Erzählprosa, exquisite Gedichtarbeit, aufschlussreiche Essayistik; Ingold seit 1990 mehr als 30 Titel: viel Federführendes, herausragend Wissenschaftliches dabei. Wer kündigt da fort und fort vom «Tod der Literatur»?

Übers Florieren Darüber oder, falls ich übertreibe: über den «langen Atem» mancher Literaturzeitschrift, von *Allmende* und den *Akzenten* bis zum *Wespennest* und *Zwischen den Zeilen* (jetzt *Mütze*), kein weiteres Wort. Und keins über die Jahr um Jahr frischen *Viceversa*-Bände, die blühenden (?) Periodika *Literarischer Monat* oder *Volltext*, beispielsweise die. Vermutlich genug Fleiss, genug Unterstützung, genug Hochschätzung, so dass sie absehbar nicht sterben. Auch kein Untergang der Hunderte von Literaturpreisen und Werkvorschüssen.

À propos Preise Wen das Preiswesen nicht (oder lang nicht mehr) erreicht – jetzt und hier benimmt sich meine Replik auf Kelters «Streitschrift» auch streitbar – für den und die existiert seit geraumer Zeit eine denkwürdige Kompensation: der *Nachlass zu Lebzeiten* – 1936 ein Werktitel Robert Musils, heutzutage «Vorlass» genannt. Vorlässe kämen als Schenkung vor, häufiger seien Ankäufe. Kein Literaturarchiv sei nicht darauf aus – und auch davon gibt es viele: Bern, Biberach und Bregenz, Graz, Innsbruck und Linz, Karlsruhe und Marbach a. N., Saar-Lor-Lux-Elsass. Offenbar ist das «Vorlassen» ein Brauch geworden und unterwegs zur Industrie.

Viel Sammeln Auch Verlagsarchive sind oder seien begehrt. Marbach wählt Vorlässe rigide aus, heisst es; Bern sucht Vorlässe, sichert sich künftig Nachgelassenes vertraglich, nimmt Vorlässe käuflich an, lehnt andere ab, arbeitet die wichtigsten auf; Bregenz (wo seit 2015 Kelters Vorlass ruht, Skripta / Korrespondenz / Sammlungen / Photos / Dokumente) zieht «Splitterbestände» geradezu an, unter eminenten Kostenfolgen, leistet sich Vorlässe auch tranchenweise, über Jahre hin. Zu meiner Verwunderung auch Dokumentalisches von jungen, von ausländischen, von gegenwärtig weissgott nicht arrivierten Schriftstellern...

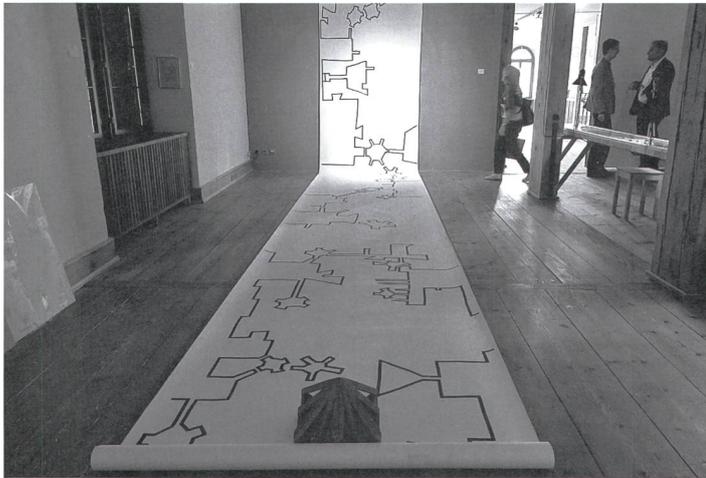
Vorschlag zur Güte Fällig sind hier, abschliessend, ein paar «Vorschläge zur Güte». Mit nur noch teilweise meinem Vokabular, immerhin in meinen Sätzen. Aber eben unter Einbezug von «Zusammengelesenem», von Begriffen, die mir mit der Zeit zugefallen sind. Im Lauf der gleichen Zeit, die Jochen Kelter gottseidank auch hatte, eben simultan. Statt (1) anno Domini 2018 den «Tod der Literatur» zu behaupten, möchte man an der Seite von Roman Bucheli (NZZ 2002) gegen das «Lied vom Bedeutungsschwund der Literatur» antreten. Statt (2) Klage zu erheben über irgend Macht-haber im nach wie vor hypertrophen Literaturbetrieb, möchte man an der Seite von Michael Krüger (NZZ 2007) einem «Lehrstuhl für Abregung» zutrauen, dass er zu Gelassenheit innerhalb der mit Büchern beschäftigten Gesellschaft beitrage. Statt (3) den Verkauf von bloss 40 oder von immer noch bloss 115 Gedichtbänden zu geisseln, möchte man gelten lassen, dass es möglich sei, 1,4 Millionen *Vermessung[en] der Welt* zu verkaufen; die Zahl bezieht sich auf den Roman des Autors Daniel Kehlmann, einen Erfolg innerhalb der Jahre 2005 bis 2008. Oder man möchte stattdessen (4) – ganz akutes Beispiel – baff zur Kenntnis nehmen, es vermarkte eine (laut «Tages-Anzeiger»-Magazin) ungewöhnlich und packend geschriebene Lebensgeschichte innert Monaten, also schwuppdiwupp, die Übersetzungsrechte in mehr als 20 Sprachen, deutsch dann im kommenden Herbst; das Halbwunder ist zu beziehen auf *Educated* von Tara Westover, 31 Jahre alt. Sechs *Magazin*-Seiten Hymne, inbegriffen der Verweis auf eine Rüge aus den USA, viele Zeitgenossen verabsäumten es, den Mund zu halten. Wers vermöchte, füge ich zögernd an, hätte viel Zeit zum Lesen.

Rainer Stöckli, 1943, ist Literaturhistoriker und Autor zahlreicher Bücher, zuletzt *Vaterunser, Mutterunser* (2017, mit Ina Praetorius).

Linien als Brücken

Im Zeughaus Teufen ist die zehnte grosse Ausstellung zu sehen. «Walk the Line» wagt einmal mehr ungewohnte Gegenüberstellungen in einer sorgfältigen Inszenierung.

Text: Kristin Schmidt



Klaus Lutz: *Pas de deux* (Bild: pd)

Die Tragwerke von Hans Ulrich Grubenmann überspannen Flüsse, Tobel und weite Räume. Sie stützen sich nicht auf Modellberechnungen, sondern auf praktische Erfahrungen und kühne Überlegungen. Ueli Vogt setzt die Arbeit des Baumeisters auf seine ebenso konstruktive Weise fort. Der Kurator des Zeughaus Teufen schlägt den Bogen nicht zwischen Uferböschungen oder Kirchenwänden, sondern zwischen Zeiten, Gattungen und künstlerischen Positionen. «Walk the Line» ist das aktuelle Beispiel dafür.

Der fotografische Blick: J.U. Fitz

Ausgangspunkt dieser Ausstellung ist ein Zeichnungskonvolut von Johann Ulrich Fitz (1798–1855). Vor einiger Zeit konnte es durch den Kanton Appenzell Ausserrhoden erworben werden. Von den 300 Blättern ist nun ein Drittel im Zeughaus Teufen zu sehen: eine Augenweide!

Der Blick schweift über Tobel und Hügel, festgehalten mit zarten Bleistiftlinien; er entdeckt Bauten, die noch heute stehen und deren Farbigkeit in kleinen Kürzeln notiert wurde; er verfolgt Pfade, die noch heute begangen werden können und die von linear angedeuteten Büschen oder Bäumen gesäumt sind.

Fitz hat, was er sah, akribisch festgehalten. Der ausser-rhodische Autodidakt leistete sich keine Freiheiten in der Darstellung, die Wirklichkeit war seine Motivation. Nur wenige Jahrzehnte später übernahm die dokumentarische Fotografie dieses Feld. Ist Fitzis Werk nun also als ein künstlerisches oder ein dokumentarisches zu werten? Die Kunst hat sich längst von solchen Grenzziehungen verabschiedet. Dokumentarische Arbeiten sind salon- oder vielmehr biennalefähig geworden. Entscheidend ist der Kontext. Den versteht Ueli Vogt zu setzen. Er baut Brücken von Fitzis Zeichnungen zum Film, zur Konzeptkunst, zur Abstraktion.

Die Schwingung der Welt: Klaus Lutz

Als unmittelbaren Gegenspieler Fitzis inszeniert er Klaus Lutz (1940–2009). Der gebürtige St.Galler ist unter anderem mit seiner zwölf Meter langen Zeichnung «Pas de deux» präsent. Während bei Fitz die Leichtigkeit ganz in der Hand und damit der Linie steckt, setzt sie sich bei Lutz im Motiv fort. Er versucht nicht, die Welt möglichst genau wiederzugeben, sondern einen

Zustand, eine Stimmung zu erfassen und sie in Schwüngen und Schleifen auf dem Papier zum Leben zu erwecken. Lutz kann aber anders, etwa wenn er sich Robert Walser widmet und in strenger Zentralperspektive ein «Zimmerstück» durchexerziert.

Viele der von Fitz gezeichneten Ortsbilder haben sich verändert, manches ist verbaut, anderes ist abgerissen. Nur auf den Zeichnungen bleibt es erhalten. Vielleicht wird es der Paserelle des Bündner Kunstmuseums ähnlich ergehen. Entworfen von Zumthor, Conzett und Partnern verband sie 25 Jahre lang die Villa Planta und den Erweiterungsbau von 1989. Dann musste sie dem Neubau weichen und steht nun am Stadtrand von Chur. Christian Ratti bewahrt sie mit seiner Installation «Paserella» vor dem Vergessenwerden, und die jetzt proklamierte Nähe zum Brückenbauer Grubenmann hilft vielleicht, das Architekturstück zu retten.

Ratti ist einer jener Künstler, die bereits bei der Eröffnungsausstellung des Zeughaus Teufen dabei waren und dem Haus seither verbunden sind. Auch Karin Karinna Bühler, Sandra Kühne und Christian Kathriner gehören dazu. Letzterer hat das Trajektorenfeld vor dem Zeughaus Teufen entworfen und zeigt nun – ebenfalls in der Horizontale – formal vielgestaltige Grafiken. Bühler platzierte anlässlich der Eröffnung 2012 einen Schriftzug des Zeughausarchitekten Felix Wilhelm Kubly an der Wand und führt ihre konzeptuellen Textarbeiten jetzt auf Alutafeln fort, verbunden mit einer Lecture Performance an der Finissage.

Sandra Kühnes ausgeschnittene Wegstücke nehmen den Kontakt zu Fitz auf sehr direkte Weise auf und sind zugleich fest in ihrer eigenen langjährigen Arbeit verankert; bei der Eröffnung präsentierte sie die ausgeschnittenen Umrisse der Kubelbrücke.

Zwei neue Namen sind auch dabei: Reto Müller giesst Basalt zu Platten – eine überraschende Entsprechung zu Fitzis geologischen Annäherungen –, und Anna Beck-Wörner klebt eckige Lineaturen über Wand und Balken des Zeughauses. Statt bestehende Pfade zu porträtieren, legt sie neue Spuren aus. Das Zeughaus Teufen ist mit dieser Ausstellung einmal mehr zum Ort fruchtbarer künstlerischer Dialoge geworden: Die Linie schreibt sich fort.

Walk The Line: bis 19. August, Zeughaus Teufen

zeughausteufen.ch

Flucht aus Europa

In Anna Seghers Roman *Transit* versuchen deutsche Emigranten im Jahr 1941 die Flucht über Marseille in sichere Teile der Welt. Christian Petzold hat den Roman nah an der Vorlage verfilmt. Allerdings und treffenderweise spielt die Geschichte bei ihm im Jetzt.

Text: Frédéric Zwicker

Georg (Franz Rogowski) will aus Paris fliehen. Er braucht Geld und einen Transport, und als ihm ein Bekannter beides bietet, willigt er ein, im Gegenzug dem Schriftsteller Weidel zwei Briefe zu überbringen. Einen von seiner Frau und einen vom mexikanischen Konsulat in Marseille. Das ist ein gefährliches Unterfangen. Denn Weidel wird wie Georg von der Polizei gesucht. Als dieser dessen Hotelzimmer findet, ist die Badewanne voller Blut. Weidel hat sich umgebracht.

Zurück auf der Strasse beobachtet Georg, wie sein Bekannter, der ihm einen Platz im Fluchtauto geboten hat, verhaftet wird. Er entgeht selber knapp der Verhaftung und gelangt schliesslich auf einem Güterzug nach Marseille. Auf sich trägt er die Briefe und ein neues Manuskript des toten Weidel. Bei der Ankunft wird der Güterzug durchsucht. Flüchtlinge werden unzimperlich aus dem Zug gezerrt. Wieder gelingt Georg die Flucht. Aber es wird klar: Auch in Marseille ist er nicht sicher vor der Verfolgung.

Doch wer verfolgt ihn? Christian Petzold verfilmt mit *Transit* den gleichnamigen Roman von Anna Seghers. In diesem schilderte sie die Not deutscher Emigranten im Jahr 1941, die den Weg durch Marseille im südlichen Vichy-Frankreich ins sichere Ausland suchen. Es heisst im Film, dieser sei frei nach dem Roman interpretiert. Dabei ist die Nähe zur Buchvorlage offensichtlich – der grosse Unterschied ist, dass Georg nicht im Jahr 1941 vor den Nazis, sondern in der Gegenwart vor nicht näher definierten, aber ebenso bedrohlichen Faschisten flüchtet.

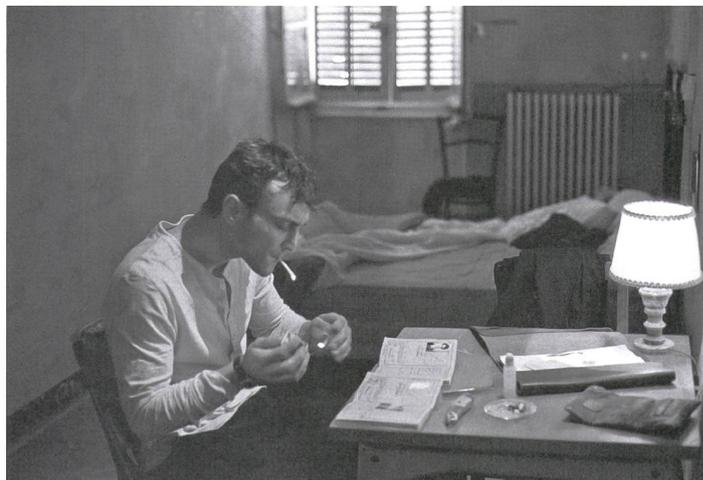
Genau das ist eine der grossen Stärken des Films: dieser Bogen zwischen den europäischen Emigranten vor 70 Jahren und den heutigen Flüchtlingsbewegungen, die nach Europa führen. Während man bei einem Kostümfilm mit uniformierten Nazis auf Lastwagen aus den 40er-Jahren vielleicht schreiben würde, die Geschichte sei in Anbetracht der grossen Flüchtlingsbewegungen der letzten Jahre nach wie vor aktuell, lässt die Übertragung in die heutige Zeit diesbezüglich keine Fragen offen.

Plötzlich Weidel

Es geschieht eher aus Zufall, dass sich Georg auf der Botschaft als Schriftsteller Weidel ausgibt, auf den zwei Visa für die Überfahrt nach Mexiko warten. Eines für ihn und eines für seine Frau, die Weidel verlassen hat, wie Georg aus dem Brief weiss, den sie ihrem Mann geschrieben hat.

Es muss eine äusserliche Ähnlichkeit zwischen Georg und Weidel bestehen. Denn kurz nach seiner Ankunft in Marseille tippt ihm eine verzweifelt wirkende Frau auf die Schulter, der er in der Folge immer wieder begegnet. Es ist Marie (Paula Beer), die Weidel sucht. Es tut ihr leid, dass sie ihn brieflich verlassen hat. Sie war schon auf einem Dampfer auf dem Weg in die Sicherheit, hat ihn aber im letzten Moment verlassen, weil sie ohne Weidel nicht weg will.

Anstatt ihr die Wahrheit vom Suizid des Gesuchten und den Reisepapieren zu erzählen, verliebt sich Georg in sie. Stellt sich bloss die Frage, ob er alles auf die Karte Marie setzt und gemeinsam mit ihr fliehen will, oder ob er sich allenfalls doch für den kleinen Jungen Driss entscheidet, den Sohn eines auf der Flucht verstorbenen Freundes, den er kurz nach der Ankunft kennengelernt hat. Das wäre dann die menschliche Option in der allgegenwärtigen Unmenschlichkeit des Films.



Georg (Franz Rogowski)

Ein ganz Grosser

Die grosse Stärke des Films, die zeitgenössische Kulisse, die Polizisten in ihren modernen Kampfmonturen, die wie Robocops auflaufen, ist gleichzeitig die grösste Schwäche. Denn die Bedrohung bleibt diffus. Es wäre zwar kein Problem, Fragen in dieser Richtung unbeantwortet zu lassen. Die aktuellen Verschiebungen der politischen Kräfteverhältnisse nach rechts in vielen europäischen Staaten würden als Hintergrunddrehung durchaus ausreichen. Aber wieso Driss und seine Mutter maghrebinische Züge haben, wieso nach ihrem Verschwinden eine afrikanische Grossfamilie in ihrer Wohnung lebt, das lässt dann etwas gar viel Raum zur Interpretation.

Trotzdem ist Petzold mit *Transit* ein zwar bedrückender, gleichzeitig aber äusserst sehenswerter, spannender, überraschender und unterhaltsamer Film gelungen. Auch wegen Paula Beer als Marie und wegen Franz Rogowski in der Hauptrolle. Vor wenigen Wochen war Rogowski in Thomas Stubers genialem Film *In den Gängen* zu sehen. Jetzt glänzt er in *Transit*, und die Zeichen verdichten sich, dass er sehr bald ein ganz Grosser im deutschen Film sein wird.

Diverse Kinos in der Ostschweiz, ab 1. Juni

«Eine durch und durch poetische Existenz»

Wildgänger in den Tobeln, Wäldern und Schluchten des Neckertales war Peter Angst – und noch vieles mehr. Nachruf auf einen eigenwilligen Aktivist und Autor.

Text: Wolfgang Steiger



Peter Angst in der Ofenlochschlucht.

Mogelsberg, im Januar: Die blumengeschmückte Urne mit der Asche von Peter Angst steht auf einem Tisch in der Vorhalle. Bei Regen, und unter dem Geläut der Dorfkirche stehen Freundinnen und Freunde, Verwandte und Bekannte beim Leichenhaus und lauschen dem Lebenslauf und Querflötenklängen.

Später im Saal des «Rössli» kommen Menschen zu Wort, denen Peter Angst während den verschiedenen Lebensphasen verbunden war: der Schulfreund aus dem Gymi; die Partnerin aus der Kommune; die Äplerin, mit der zusammen er vor 30 Jahren auf der Alp war; die Gastgeber im südlichsten Weiler auf dem Peloponnes, die er regelmässig besuchte. Es fällt das Wort von der «durch und durch poetischen Existenz», zu der Peter Angst sich entwickelte.

Anstellungen als Aushilfslehrer ermöglichten es Peter Angst, sich dem Schreiben zu widmen. Sein Plan war, nach der Pensionierung seine Schriften für eine Buchveröffentlichung zu bearbeiten. Nach der Diagnose Krebs vor zwei Jahren blieb ihm wenig Zeit. Vier Bücher stellte er dennoch zusammen. Letztes Jahr erschien *Die Wälder*, eine lyrische Folge, und die Abschiedsfeier

im Rössli wurde ausserdem zur Buchvernissage für den autobiografischen Text *Vom Zürichsee*; zwei weitere Bücher wird Beatrice Häfliger in nächster Zeit noch herausgeben.

Im Palästinenserlager

1950 in Wädenswil als drittes von fünf Kindern in eine Pfarrersfamilie geboren, wird Peter durch die 68er-Bewegung sozialisiert. Er lebt in einer Landkommune am Mutschellen, studiert Psychologie, jobbt, trampt durch Nordafrika und beginnt sich immer mehr für grössere politische Zusammenhänge zu interessieren.

Die 1970er-Jahre sind die Zeit der Befreiungsbewegungen in den Ländern des Südens, die auf politisch wache, junge Menschen im Westen eine grosse Anziehungskraft ausüben. Peter zieht im Herbst 1973 wieder los, diesmal nach Osten. Er lebt im Libanon unter Palästinensern. An einer Tischrunde im Flüchtlingslager Schatila hantiert einer der Anwesenden ungeschickt mit einer Pistole. Ein Schuss löst sich und trifft Peter in den Bauch.

Er liegt lange im PLO-Spital, das auf dem Umschlag von *Vom Zürichsee* abgebildet ist. Die Ereignisse rund um diesen Unfall sind im Buch detailgetreu geschildert. Peter Angst, der über ein fotografisches Gedächtnis verfügte, schuf in seinem Text Tableaus, die über das Autobiografische hinaus bedeutende Zeitzeugnisse sind:

Mario hat am Abend gebeten, das Projektil wegzutun. Am folgenden Vormittag kommt durch die Schwingtür Abu Bakr. Er trägt eine olivgrüne Drillhose und eine Militärlinthe, und in der Hand hält er einen Blumenstraus. Er kommt heran. Er lächelt. Er nickt, grinst. Er stellt eine Flasche Orangensaft aufs Nachtkästchen, beschafft eine leere Flasche, geht sie mit Wasser füllen und stellt die Blumen ein. Auf eine kleine Karte ist mit Kugelschreiber geschrieben: «I hope you shall be health soon. Abo Bakr.» Sie plaudern. Irgendwann sagt er, mit ein wenig tieferer Stimme und leicht schauspielerhaft, aber nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit: «Now you are a Palestinian, you have palestinian blood.» Und er grinst. Dann wiederholt er die Einladung, ins Camp zu kommen – ein bisschen später als vorgesehen, wie er sagt.
(Aus: *Vom Zürichsee*)

Vom Zürichsee macht deutlich, wie tiefgreifend dieses Ereignis, das ihm beinahe das Leben gekostet hat, seine Zukunft bestimmte. Er schmeisst das Psychologiestudium und macht das Lehrpatent. Zwar hält er sich nochmals ein Jahr zum Arabischstudium in Damaskus auf, aber sein Leben nimmt eine andere Richtung, weg von radikaler politischer Parteinahme, hin zu Natur und Poetik.

In der Ofenlochschlucht

Peter Angst beginnt zu schreiben, journalistisch für die linke Wochenzeitung «Tell» und für das «Tages-Anzeiger»-Magazin, aber auch freie Texte entstehen. Er geht aufs Land und gärt. Als er Beatrice Häfliger kennen lernt, ziehen die beiden zusammen in ein altes Holzhaus in einem Waldkessel im Neckertal, einem Seitental des Toggenburger Thurtals. Peter findet in den wogelosen Wäldern um die Wilket seinen Wunschort.

Dann können Beatrice und Peter das kleine Häuschen am Eingang zum hinteren Neckertal dazumieten. Nach dem Vorbewohner nennen sie es Hans Kuhn-Haus. Von hier aus ist es noch eine gute Stunde Fussmarsch bis zum Ampferenboden. Für

Peter Angst eröffnet sich an diesem Ort eine ungemein inspirierende Welt. Es ist die Ofenlochschlucht, die entlang schroffer Nagelfluhwände zur Quelle des Neckers führt.

Zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter begeht er die Schlucht und schreibt Gedichte und Prosatexte darüber. Immer

wieder finden tote Tiere seine Beachtung: Ein vom Luchs gerissenes Reh, ein toter Dach. Der Verwesungsprozess wird Gegenstand seiner Naturpoetik.

Die Spur

Ein Wasserfall im Wald. Unlängst stand hier ein Reh, sagt mir eine Spur im feuchten Boden vor einem Felsblock. Und vor der Spur ist ein Schuh. Zweibeinig stehe ich in ledernen Schuhen. Die Arme hängen.

Hochsommer, auch im Waldschatten. Pausenlos stürzt Wasser in Wasser.

Im Lehm hinterm Schuh die Wildtierspur vor dem Fels vor dem Wasserfall. Ich ziehe mich aus. Nun stehe ich nackt, barfuss auf dem Lehm Boden. Ausser an den zwei Fusssohlen ist überall an mir dichte Luft.
(Aus: *Die Wälder*)

An der Abschiedsfeier im Rösslisaal zeigt ein Freund, der Filmer ist, einen Ausschnitt aus Filmmaterial, in denen Peter Angst seine Beziehung zu dieser vom Menschen unberührten Welt schildert. Der je nach Wasserführung des Baches ziemlich gefährliche Weg vom Ampferenboden aus unter den bröckelnden Nagelfluhwänden hindurch zum Felsenkessel hinten bei der Quelle schärfte seine Sinnesorgane dermassen, dass er sich – am Ziel angekommen – jeweils in einem Zustand gesteigerter Wahrnehmung befand.

Das literarische Werk von Peter Angst gilt es nun erst zu entdecken. Der lakonische Tonfall und der ruhige Rhythmus stehen im Gegensatz zur bösen Realität, die er schildert. Ohne diffusen Subtext, mit grosser Genauigkeit, immer nahe am Geschehen und der Wahrnehmung ist er eine bedeutende Stimme seiner 68er-Generation.

Die Wälder und *Vom Zürichsee* von Peter Angst sind im Eigenverlag erschienen und können bestellt werden bei angst.kubel@gmail.com.

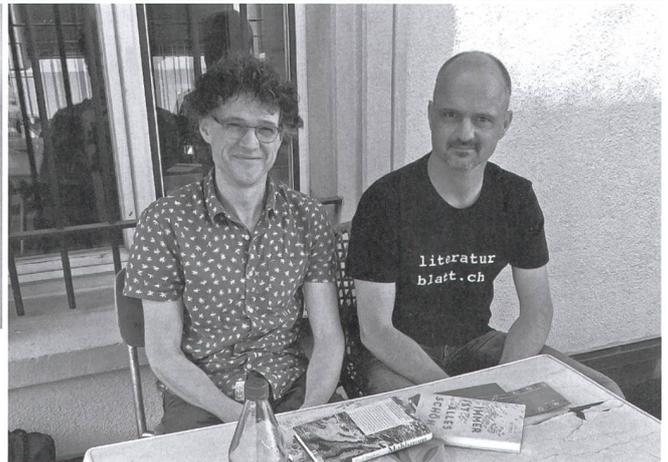
«Alle auf alles, das könnte sehr schön werden»



Julia Weber (Bild: Ayse Yavas)



Yael Inokai (Bild: Ladina Bischof)



Christian Berger und Gallus Frei-Tomic (Bild: Saiten)

Fünf Schweizer Autorinnen lesen im Theater 111 in St.Gallen. Begleitet werden sie von den Musikern Christian Berger und Dominic Doppeler als Band Stories. Keine Fragen, keine Diskussion. Die Autorinnen Julia Weber und Yael Inokai sowie Kurator Gallus Frei-Tomic und Christian Berger äussern sich vorab im Interview zur Veranstaltungsreihe.

Text: Frédéric Zwicker

Saiten: Es gibt viele Lesungen mit Musik. Was macht ihr anders?

Gallus Frei-Tomic: Ich bin sehr oft an Lesungen und war jetzt gerade wieder an den Solothurner Literaturtagen. Häufig laufen Lesungen nach demselben Schema ab, und oft sind sie leider ein wenig langweilig. Es sind nicht alle Autorinnen und Autoren Bühnenmenschen, die ihre Literatur und sich selbst inszenieren können, wenn sie zu ihren Texten befragt werden. Wir planen deshalb, die traditionelle Inszenierung wegzulassen und sie durch die Kombination mit der improvisierten Musik zu ersetzen.

Christian Berger: Es gibt ja sehr viele Lesungen, die nach dem Schema «Lesung – Musik – Lesung – Musik» ablaufen. Das soll in dieser Reihe nicht so sein. Es wird nicht darum gehen, dass man beim Zuhören jedes einzelne Wort versteht. Vielmehr soll durch die Gleichzeitigkeit, mit der Text und Musik vorgetragen werden, eine Performance zustande kommen, die sowohl über den Text als auch über die Musik hinausgeht. Die Leute sollen durch diesen mehrdimensionalen Zugang in eine Stimmung eintauchen und Lust kriegen, die Bücher zu lesen. Im besten Fall haben sie später unsere Klänge im Ohr, wenn sie zu Hause mit dem Buch auf dem Sofa sitzen.

Ihr improvisiert zur Lesung. Entsteht alles spontan?

Berger: Wir proben natürlich. Dazu gehört, dass wir die Bücher lesen und die Autorinnen uns sagen, welche Stellen sie lesen werden. Dann erarbeiten wir ein Konzept mit Skizzen und Ideen, die aus Klangfarben, Rhythmen und Melodien bestehen können. Wir wollen quasi die Atmosphäre vertonen, die wir zwischen den Zeilen ausmachen. Wir proben mit Schauspielerinnen, die die Texte lesen. Aber bei der Aufführung passiert dann sehr vieles spontan.

Yael und Julia, was interessiert euch an diesem Konzept?

Julia Weber: Ich freue mich darauf zu hören, was die Musiker aus dem Text machen. Sie lassen sich auf den Text ein,

ich mich auf sie und das Publikum auf uns. Alle auf alles. Das könnte sehr schön werden.

Yael Inokai: Für mich hat Schreiben sowieso viel mit Komponieren zu tun. Ich finde häufig Inspiration in der Musik. Für mich sind Musik und Literatur untrennbar verbunden, und ich frage mich, warum es solche Kombinationen nicht öfter gibt. Für mich hat das Ganze so irgendwie sehr viel Fleisch am Knochen.

Habt ihr schon einmal etwas Ähnliches gemacht?

Inokai: Gibt es die Kombination von Musik und Literatur tatsächlich so oft? Für mich ist es die erste Lesung mit Musik, zu der ich angefragt wurde.

Weber: Es gibt immer wieder Orte, an denen Leseblöcke von Musik eingerahmt werden, wie man so schön sagt. In dieser Art habe ich es erst einmal gemacht, mit Julian Sartorius. Aber damals konnte ich es nicht so sehr geniessen, weil die Leute, die dort waren, mit Literatur nichts anzufangen wussten, mit Musik aber sehr viel. Während ich las, hat einer Nudeln gegessen, und sie haben sich unterhalten. Wenn Julian gespielt hat, war es ganz still, und am Ende haben alle geklatscht und seinen Namen gerufen.

Julia Webers und Yael Inokais Romane sind in einer sehr poetischen Sprache geschrieben. Gehört das zum Konzept, Gallus?

Frei-Tomic: Wir haben uns überlegt, ob sich ein thematischer Bogen über die fünf Abende schlagen lässt. Es ist weder die Textart noch die Thematik. Aber es sind fünf junge Schweizerinnen, die in der Literaturszene aktuell für Aufsehen sorgen.

Wären es fünf Männer, würde vielleicht Kritik laut.

Frei-Tomic: Nein, das glaube ich nicht. Überhaupt hat sich die Zusammenstellung eigentlich eher zufällig

ergeben. Es mussten natürlich Leute sein, die in der näheren Umgebung wohnen. Yael ist da zwar die Ausnahme und kommt von Berlin her, aber sie hat zugesagt, obwohl wir ihr keine riesige Gage bieten konnten. Aber es sind auch einfach fünf Bücher, die mir in letzter Zeit besonders aufgefallen sind. In Bezug auf die Sprache und die Geschichten.

Wie steht ihr zu klassischen Lesungen, von denen Gallus sagt, sie seien oft auch deshalb etwas langweilig, weil viele Autoren kaum Bühnenerfahrung hätten?

Inokai: Ich muss gestehen, dass ich selten an Lesungen bin. Wenn, dann meist von Leuten, die ich kenne. Ich glaube, man unterschätzt, wie viel eine gute Moderation auffangen kann. Autorinnen müssen nicht unbedingt Bühnenmenschen sein. Faktisch sind das nicht alle. Und das sollte eigentlich kein Problem sein. Dieses typische Lesungsschema wird sicher vielen Autoren irgendwie übergestülpt.

Weber: Ich weiss nicht, ob meine erste Lesung, als ich noch keine Bühnenerfahrung hatte, schlechter war als die letzte, nachdem ich über 60 Lesungen gemacht habe. Ich glaube nicht. Vielleicht ist es angenehmer, weil es manchmal auch für das Publikum unangenehm sein kann, wenn jemand sehr aufgeregt ist auf der Bühne. Aber vor allem ist es für mich jetzt viel angenehmer, weil ich weiss: Irgendwie geht es schon. Und vielleicht liest und redet man auch freier, wenn man keine Angst mehr hat. Aber es kann ja genauso gut passieren, dass man sich seiner Sache zu sicher ist und anfängt, ein Programm abzuspielen. Ich denke, es kommt vor allem auf die Kombination der Menschen an, die auf der Bühne sind, und auf den Ort.

Lesung Yael Inokai: 9. Juni, 19 Uhr, Theater 111

Lesung Julia Weber: 8. Dezember, 19 Uhr, Theater 111

theater111.ch

Musik

Mit Leib und Seele

Dass sie Musikerin werden will, hat Vanja Vukelic schon immer gewusst. Die Winterthurerin musste nur auf ihren Bauch hören. Zurzeit startet sie mit ihrer Band Mama Jefferson durch. Auch am Openair.

Text: Sharon Kesper



Vanja Vukelic (Bild: pd)

Dass Vanja Vukelic ein Mensch voller Energie ist, spürt man sofort. Und diese Energie steckt die 27-jährige seit Jahren fast vollständig in die Musik. Mit Schlagzeuger Mattia Ferrari und Gitarrist Silvan Gerhard, zwei guten Freunden, hat die Bassistin vor zwei Jahren die Trash-Rock-Band Mama Jefferson gegründet. Ende Juni spielt das Trio am Openair St.Gallen. «Dort einmal auf der Bühne zu stehen, habe ich mir immer gewünscht», sagt Vanja, die in Uzwil aufgewachsen ist und heute in Winterthur lebt. Dass das nun mit der eigenen Band möglich ist, sei natürlich super. «Ein Traum geht in Erfüllung».

Zum Glück gabs Stromausfall

Anfangen hat alles in Kroatien. Dort hat Vanja bis zu ihrem achten Lebensjahr gewohnt. «Es gab viele Stromausfälle bei uns», erinnert sie sich. Weil es ihr in solchen Momenten langweilig wurde, habe sie angefangen Musik zu machen – Handörgeli, Gitarre, Ukulele und Schlagzeug probierte sie aus. «Ich war fasziniert von Instrumenten und wollte immer wieder neue aus-

probieren.» Später hat sie Klavierstunden genommen und kam zufällig zum Bass – und war gleich hin und weg. So ist er bis heute an Vanjas Seite geblieben.

Nach dem Gymnasium hat Vanja verschiedene Jobs gemacht, die nichts mit Musik zu tun hatten. Sie habe schnell gemerkt, dass «nine to five» nichts für sie sei. «Eine Band zu gründen und auf Welttournee zu gehen», sei ihr grosser Kindheitstraum gewesen. «Mein Bauch wusste schon immer, dass die Musik das Richtige für mich ist. Ich musste einfach noch lernen, auf meinen Bauch zu hören», sagt Vanja und lacht.

Seither hat sie in mehreren Bands gespielt, nimmt als Bassistin regelmässige Aufträge an und ist etwa zwei Monate im Jahr in der Band des Zirkus Ohlala engagiert. Ausserdem schliesst sie im Sommer an der ZHdK ihren Master of Arts in E-Bass Pop ab. Ihr Herzensprojekt sei aber die Band Mama Jefferson – für diese stellt sich Vanja sogar vors Mikrofon. Das sei anfangs nicht geplant gewesen. «Ich bin eigentlich keine Sängerin», sagt sie selbstkritisch. Mittlerweile gilt ihr Sprechgesang als Markenzeichen der Band.

Eines der Highlights in ihrer Musikkarriere sei gewesen, als sie 2016 ihre erste Platte aufgenommen hat. «Ich durfte dabei einfach ich sein», erzählt Vanja begeistert. Mit guten Freunden eine Vision umzusetzen, sei ein schönes Gefühl. Denn im Alltag sei das Musikbusiness ein hartes, rauhes Pflaster – und als Frau da drin zu sein wohl noch schwieriger. Es gibt weniger Vorbilder, erklärt Vanja. Egal, ob Mann oder Frau: «Es braucht viel Selbstbewusstsein!» Aber: «Man ist nur dort verletzbar, wo man sich verletzen lässt.» Sie selbst habe gelernt, dazu zu stehen, was sie macht. Das ist: lauter, lärmiger Rock mit

vielen Trash-Elementen. Und das bedeutet, auch mal hässlich zu sein. Was aber nicht heisst, dass Vanja immer mit einer rotzigen Attitüde auftritt.

Die Musik urteilt nicht

Ein Job mit unsicherem Einkommen zu haben, stört Vanja nicht. «Ich habe einen Grundoptimismus» und deshalb keine Existenzängste.» Auch habe sie gemerkt, dass sie Dinge, bei denen sie «nur» 100 Prozent bei der Sache ist, nicht lange durchzieht. «Es müssen schon 150 Prozent sein», sagt sie, und das sei bei der Musik der Fall.

Woher das kommt? Vanja überlegt. «Die Musik macht etwas mit den Menschen, wogegen man sich nicht wehren kann», so ihr Erklärungsversuch. «Sie ist emotional authentisch und urteilt nicht.» Ausserdem mag Vanja die Begegnungen mit Menschen.

Ob die Musik auch in den nächsten 20 Jahren der Mittelpunkt von Vanjas Leben ist, kann und will sie nicht voraussagen. «Ich weiss nicht, wohin mein Weg mich führt», sagt sie lachend. Auch ob die Musikrichtung ihrer Band wechselt, weiss sie noch nicht. Nur eines sei klar: «Ich will nie Schlager machen!» Obwohl Vanja nicht viel über die Zukunft nachdenkt, hat sie einen Traum. «Ich habe meinen Bandkollegen versprochen, dass wir irgendwann in einem Stadion auftreten!»

Mama Jefferson live:
9. Juni, Horst Klub, Kreuzlingen
28. Juni, Openair St.Gallen

horstklub.ch, openairsg.ch, mamajefferson.com

Häuser schauen

An zwei Wochenenden im Juni ist aus Anlass der SIA-Tage aktuelle Architektur zu besichtigen. In der Stadt St.Gallen öffnen gleich vier Neubauten ihre Türen und Tore, drei davon wurden auch von Stadt-sanktgaller Architekten geplant: Die Fernwärmezentrale Waldau von Thomas K. Keller, das Krematorium Feldli von Andy Senn und das noch nicht ganz fertige Schulungs- und Bürogebäude Kantonsspitals an der Rorschacherstrasse von Forma Architekten. Offen ist auch das Naturmuseum. Hier stammen die Pläne von Meier Hug Architekten zusammen mit Armon Semadeni, beide aus Zürich.

Daneben sind drei weitere Neubauten auf Kantonsgebiet zu besichtigen: das Schulhaus Wildenstein in Rorschacherberg von Jaeger Koechlin Architekten Basel sowie ein Wohngebäude in Eschenbach und ein Einfamilienhaus in Uznach, beide von Müller Architekten Uznach geplant.

In Ausserrhoden steht ein Wohnhaus in Gais offen, ein Neubau anstelle einer früheren Scheune, geplant von Flüeler Architekten St.Gallen. In Rehetobel ist es ein einstiges kleines Schulhaus, das Feldkircher und Moosbrugger aus Speicher saniert und umgebaut haben.

Im Thurgau sind zwei Schulhäuser in Tägerwilen und Münchwilen und ein Saalbau in Alterswilen fürs Publikum offen. Auch der inzwischen schon ziemlich bekannte Aussichtsturm von Wäldi steht auf dem Programm, neben Neubauten in Frauenfeld und Weinfelden.

Wer sich aus Anlass der SIA-Tage mit der Architektur anderer Landesgegenden vertraut machen will, dem sei eine Reise nach Lausanne empfohlen. Keine andere Region präsentiert derart viele, unterschiedliche und überraschende Objekte wie die Waadt – nicht weniger als 77 Bauten.

Alle Besichtigungen sind gratis, eine Anmeldung ist nicht nötig. (rh)

SIA-Tage: 9. und 10. sowie 16. und 17. Juni

Infos zu Besichtigungszeiten und Führungen: journees-sia.ch

Tanz

Aghori in Dornbirn

Das Festival «tanz ist» bringt seit vielen Jahren die Avantgarde der bewegten Kunst auf den Spielboden Dornbirn. Die diesjährige Ausgabe konfrontiert Hinduismus und Hip Hop. «Der Choreograf und Tänzer Shailesh Bahoran verkörpert diese ungewöhnliche Verbindung», wie die künstlerischen Leiter Günter Marinelli und Manuela Schwärzler schreiben. Bahoran stammt aus Surinam, ist in der Hindustani-Kultur verwurzelt und lebt in den Niederlanden. Titelgebend für sein Stück *Aghori* sind laut Programm die Anhänger einer radikalen Ausrichtung des Hinduismus, die Shiva verehren und mit extremem Verhalten versuchen, die Gegensätze in der Welt zu

überwinden. Die Produktion war in den Niederlanden erfolgreich, ist wegen des logistischen Aufwands aber vorerst nur noch in Dornbirn zu sehen – begleitet von indischen Tanzfilmen.

Den Bogen vom Hip Hop zum Urban Dance schlägt ein zweiter Schwerpunkt. Dhélé Tchekpo Agbetou mit Wurzeln im Benin, der Franzose Link Bink Berhomieux und der Pole Bartek Przybylski kreieren für das Festival zwei Abende. Dazwischen ist Laurence Yadi, Mitbegründerin der Compagnie 7273, mit dem Solo *Today* zu sehen – einer tänzerischen Arbeit, die an einen Baum erinnert, der sich im Sturm verbiegt, ohne zu brechen.

Das Festival bietet daneben Workshops mit James Wilton (für Tanzkids) und Nicole Berndt-Caccivio (für «Golden Ager» über 55 Jahre). (red)



Tanz ist: 7. bis 17. Juni, Spielboden Dornbirn

tanzist.at

Grabenhalle

Die Politik mitsippen

In den letzten zwei Wochen vor der Sommerpause lohnt sich ein Besuch in der Grabenhalle gleich doppelt: Erstens gibt es dort «Immer Puff mit Gender» und zweitens hat die Halle nicht nur äusserst sympathisches Barpersonal, sondern auch den einzig akzeptablen oberirdischen Parkplatz dieser Stadt. Und feiert auf diesem wie jedes Jahr ein rauschendes Fest.

Was das sein soll, dieses «Puff mit Gender»? Nun, es ist ja leider so, dass es auch anno 2018 immer noch Leute gibt, die das Gefühl haben, dass Nebensächlichkeiten wie Pimmel und Brüste das Mann- oder Frausein determinieren, dass Maitli Röckli tragen (hallo, Kinderfest!) und Buben mathematisch begabt sind, dass Frauen keinen Bart haben (dürfen) und Männer keine Angst, geschweige denn Vaterschaftsurlaub. Oder dass es für gleiche Arbeit keine gleichen Löhne für braucht.

Die das glauben, sind höchst bedauerenswerte Leute, klar, deshalb kümmert man sich in der Grabenhalle extra liebevoll um sie (und natürlich auch um all die netten Menschen aus unserem Jahrhundert). Dafür zuständig sind die Berthas* vom queerfeministischen Kollektiv «die Leiden der jungen Bertha»: Am 16. Juni laden sie ein zu Theater, Diskussionen und Tanz. Der Abend sei in etwa «so undefiniert, wie die Genderrollen es sein sollen», heisst es in der Ankündigung, doch etwas sei klar:

«Dj*anes lassen die Vorhänge schwanken und die Politik wird nicht nur im Bier mitgesippt.» Weitere Infos gibt es auf der Facebook-Seite «Die Leiden der jungen Bertha».

Am Samstag darauf wird rund um die Halle bereits wieder Politik betrieben, quasi aktive Bodenpolitik, wenn zum elften Mal das Parkplatzfest stattfindet. Erfunden wurde es 1997, als die Parkplätze vor der Grabenhalle aufgehoben werden sollten. Die Autos stehen immer noch da, aber das Fest steht bis heute für «politkulturelle Intervention» und für «öffentlichen, gemeinschaftlichen Freiraum gegen die soziale und ökonomische Ausgrenzung». Und es soll Anstoss zu Debatten sein: über motorisierten Individualverkehr, kollektives Wohnen und Leben in der Stadt.

Wobei die diesjährigen Gäste die politischen Debatten tendenziell selber lancieren müssen. Anders als letztes Jahr, als das Parkplatzfest ganze drei Tage gedauert hat und nebst viel Musik auch ein Film und eine Podiumsdiskussion zum Thema Aufwertung und Verdrängung auf dem Programm standen, dauert es heuer nur einen Tag. Die Essensstände und das Kinderprogramm gibt es aber nach wie vor – und eine grüne Wiese zum Probeliegen.

Musikalisch wird auch diesmal einiges geboten. Den Auftakt am Nachmittag machen Lorchel und Damenbart aus Bern, jenen am Abend die Locals: Catalyst, bandXost-Sieger 2016, und All Ship Shape. Aus Zürich reisen die Tausendsassas von None Of Them und Marcel Gschwend alias Bit-Tuner an – wobei der Bassmeister genaugenommen auch zu den St.Galler Lokalhelden gehört, obwohl er seit Jahren in der grossen Stinkestadt westlich von uns lebt.

Und um halb elf betritt Jennifer Perez aka La Nefera die Bühne, früher Zugferd der Frauen-Rapcrew Vybebilder, heute solo unterwegs. Eine pointierte Rapperin, die sich schon diverse Male zu den Themen Feminismus und Sexismus im Rap geäussert hat: «Alle feiern dich, wenn du als Frau auf der Bühne dein Tänzchen vorführst. Doch die wenigsten ertragen es, wenn du dein Maul aufreisst und was zu sagen hast», erklärte sie vergangenen Oktober. Am Anfang habe sie versucht mitzuhalten und wichtige Leute zu beeindrucken, allerdings mit mässigem Erfolg. Umso grösser sei die Freude gewesen, als sich plötzlich ein Typ bei ihr gemeldet habe und anbot, einen Beat für sie zu produzieren. «Beim Treffen wurde mir aber schnell klar, dass es ihm nicht um meine Musik ging. Der Kragen platzte mir dann endgültig, als er meinte, ob ich einen Beat kriege oder nicht, hänge davon ab, wie gut ich mich beim Blasen anstellen würde.» Seither kanalisiert sie ihre Wut und feilt an ihren Skills, mit dem Ziel, «diese Typen alle eines Tages musikalisch zu vernichten». (co)

Immer Puff mit Gender: 16. Juni, 20 Uhr

Parkplatzfest 2018: 23. Juni, ab 15 Uhr

grabenhalle.ch

Auf eine Art Ohm41

Nach zwei schwierigen Jahren zeigt das Wiler Künstlerkollektiv ohm41 im Juni eine ziemlich überdimensionierte Gruppenausstellung mit sich selber und Gastkünstlerschaffenden in der Einkaufspassage der Stadt.

«Uf en Art Wil i ohm41» – der Titel des Megausstellung lässt einige Interpretationen zu. Markus Eugster, Co-Vizepräsident von ohm41: «Die Obere Bahnhofstrasse als Einkaufspassage ist auch ein Abbild unserer Gesellschaft. Hier wird flanirt, geshopp, die Freizeit verbracht oder ganz einfach nichts gemacht. Diese Zone ist ein langgestrecktes Symbol für unsere Konsumgesellschaft. Dem wollen wir uns widmen.»

Weitgefasst will Eugster damit sagen, dass das Thema Konsum (und seine Umkehr bis zur Perversion) aufgegriffen werden soll: «Wir zehn Öhmler und rund ein Dutzend eingeladene Gastkünstlerschaffende haben sich mit dem Thema befasst und zeigen unsere Ideen dazu in zwei- und dreidimensionalen Objekten sowie Performances.»

Anders interpretiert, könnte «Uf en Art Wil i ohm41» auch das momentane Verhältnis der Künstlergruppe mit ihrer Heimatstadt widerspiegeln: «Auf eine Art will ich ohm41 sein». Nur, auf welche Art? Man erinnert sich: Vor mehr als 20 Jahren war die Gruppe eine Revoluzzerbande, ein Kollektiv, das sich gegen die städtische Interpretation von Kunst im öffentlichen Raum wehrte und für eigenes Schaffen einsetzte. Mittlerweile ist ohm41 aber im Establishment der Stadt und ihrer kulturellen Keyplayer angekommen. Die Glucke Stadt hat ihre pubertierenden Kulturkids unter die Fittiche genommen. Die Gruppe hat es zugelassen, nicht zuletzt auch, weil die Glucke über Jahre ein weites Spendierfederkleid trug.

Nun also die «ohm41's Art einer Art Wil», gewünscht und finanziell gefördert von der Stadt und den Ladenbetreibern an der Oberen Bahnhofstrasse. Jedes im öffentlichen Raum oder in den Läden gezeigte Kunstwerk wurde vorab abgenommen. Ab dem 10. Juni gibt es in Wil einen Monat lang quasi zertifizierte Kunst zu sehen.

Nicht bis ins Detail berechenbar werden die live gezeigten Performances sein. Angekündigt ist auch ein Show-Metzger aus der Toscana: Dario Cecchini ist dafür bekannt, dass er vor Publikum Sauen schlachtet und seine philosophische Sicht des Tötens und Fleischessens von sich gibt. Weitere Künsterschaffende und -kollektive: Ateliers Living Museum Wil, Andrea Gorciulo, Adalbert Fässler, Gamelle.Ch, Joerg Hubmann, Jan Kaeser, Steffenschöni, Andy Storchenegger u.a.m. (Michael Hug)

Uf en Art wil i ohm41: 10. Juni (Vernissage 10:30 Uhr) bis 8. Juli, Obere Bahnhofstrasse Wil

ohm41.ch

Auf dem Weg zur Residenz



Es ist Montag, 14. Mai, 7:20 Uhr: «Hast du Zeit, einen Kaffee zu holen?» Ich gebe mein Bestes und sitze schlussendlich drei Minuten früher als Marcel Hörler im Zug nach Landquart. Dort stösst Hanes Sturzenegger dazu. Gemeinsam tuckern wir mit der Rhätischen Bahn nach Scuol-Tarasp.

Marcel und Hanes sind zwei der fünf Drahtzieherinnen und Drahtzieher der «Dogo Residenz für Neue Kunst». Das Projekt verfolgt eine ambitionierte Vision: Die im Rathaus von Lichtensteig situierte Residenz möchte zum festen Bestandteil der künstlerischen Nachwuchsförderung in der Schweiz mit internationaler Ausstrahlung werden. Zur Zeit tut sich viel im Rathaus des kleinen Städtchens im Toggenburg: Das Haus gibt seine ursprüngliche Funktion ab und wird zum «Rathaus für Kultur» – auch hier mischen die fünf jungen Kulturschaffenden kräftig mit.

Die «Dogo Residenz für Neue Kunst» werde immer wieder mit dem Projekt Rathaus verwechselt oder gar als ein und dasselbe betrachtet, meint Hanes. Ob das schlimm sei? Überhaupt nicht, die beiden Projekte seien ja miteinander verbunden. Hanes wird bald in Lichtensteig wohnen, von dort aus seiner künstlerischen Tätigkeit und zugleich einigen Aufgaben als Hausabwart nachgehen.

Dass es keine Grossstadt sein muss, um Qualität, Austausch und internationale Ausstrahlung zu generieren, beweist die Fundaziun Nairs in Scuol. Das 1913 errichtete Badehaus ist seit 1986 Heim für Künsterschaffende aus aller Welt. Vor zwei Jahren gelang dem Haus ein wichtiger Schritt: Dank einer aufwendigen (und immer noch andauernden) Renovation konnte der Betrieb 2016 von einem Halb- zu einem Ganzjahresbetrieb erweitert werden.

Auf dem Weg nach Scuol wird diskutiert, was man von dem Besuch in der Fundaziun Nairs und dem Gespräch mit dem künstlerischen Leiter Christoph Rösch erwartet. Im Skizzenbuch von Hanes schreibt Marcel die Gedanken nieder. Doch dieses wird bei der Ankunft in Scuol in der Jackentasche versorgt und bleibt über den ganzen Besuch dort. Während fünf Stunden diskutieren wir angeregt über den Kampf und die Freude, ein Künstlerhaus jenseits des Mainstreams zu führen. Ernsthaftigkeit, Beständigkeit im Werk, aber auch das Interesse am Ort und die Bereitschaft, sich darauf einlassen zu wollen, seien

Grundvoraussetzungen für ein vibrierendes Künstlerhaus. So sei für eine nachhaltig funktionierende Residenz eine sorgfältige Auswahl der Künsterschaffenden unabdingbar.

Dass Christof Rösch ein Meister des Spagats ist, dringt deutlich durch. Die Balance zwischen der Auseinandersetzung und der Integration des Ortes und der Qualität des künstlerischen Schaffens sei nicht immer leicht. Reibungsfelder seien vorprogrammiert. Doch – und das betont er ebenso stark – seien diese gut und wichtig und gehörten zum Elixier der Kunst. Die Vermittlungsarbeit ist somit ebenso fixer Programmpunkt, doch nicht allein.

Hier haben die Lichtensteiger Drahtzieherinnen und Drahtzieher definitiv einen anderen Anspruch. Sie haben ein ambitioniertes und umfangreiches Vermittlungsangebot angedacht. Eine Utopie, die Realität werden kann? Vielleicht müssen wir dafür Reibungsfelder zulassen.

Im Frühjahr 2019 wird das Rathaus für Kultur eröffnet, doch zieht die Rathaus Stube bereits diesen Sommer auf den Platz. Start ist am 2. Juni mit Panda Lux. Die Ausschreibung der fünf Plätze im Gemeinschaftsatelier der «Dogo Residenz für Neue Kunst» startet im Juli. Die Ausschreibung der Ateliers im Rathaus folgt ebenso demnächst. (Anna Vetsch)

Rathaus Stube: ab 2. Juni, Rathaus Lichtensteig

rathausfuerkultur.ch, dogoresidenz.ch, nairs.ch

Kulturerbe

Bürli und Schellen

Wie wärs mit einem Bürli-Backkurs? St.Galler Bürli schmecken nicht nur gut, sie sind eine der bekanntesten Brotsorten hierzulande, und sie sind bedroht. Sagt zumindest die Website der Promotoren des Kulturerbejahrs 2018 und lädt zusammen mit der Bäckerin Maja Tobler aus Staad am 24. Juni zum Kneten am gemeinsamen Kulturerbe. Das Beispiel zeigt, wie vielfältig und weitgefasst das Spektrum all dessen ist, was als Überlieferung auf uns zugekommen ist – und dank dem national ausgerufenen Kulturerbejahr mehr oder neu wertgeschätzt werden soll. Jetzt im Juni geht es richtig los mit Aktionen – von der Gant im St.Galler Lattich bis zum Ischellnerfest in Alt St.Johann oder zum Tschirky-Treffen im Weisstannental. (Su.)

kulturerbe2018.ch

Infos zum Programm in St.Gallen und Appenzell Ausserrhoden: ke2018.ch

LIMON

MEDITERRAN ESSEN & TRINKEN BEI AYDIN



Das Mittelmeer ist ein Meer der unendlichen Vielfalt. Es ist das Meer der Leuchttürme, der Muscheln, der Sirenen und der verträumten Inseln...

Restaurant Limon | Linsebühlstrasse 32 | 9000 St.Gallen | 071 222 9 555
bestellung@limon.ch | www.limon.ch

Öffnungszeiten: Mo - Do: 09 - 23 | Fr - Sa: 09 - 01 | So: 16 - 22.30
Neu auch mit Lieferservice!



mittagsmenu

montags-freitags
inklusive vorseife, getränk + kaffee

21.50 / 24.50

krug
die quartierbeiz

metzgergasse 28 sankt gallen 071 220 97 83 restaurantkrug.ch



**DAS BROT AUS DEM
HOLZOFEN. DAS GEMÜSE
VOM HOF. DAS FLEISCH
AUS DER REGION UND
DAS BIER AUS DER
BIERGARAGE.**

BIERGARAGE.CH
DIE BRAUMANUFAKTUR



Hot Pants

«Why did it take America so long to have female bartenders?» fragte der Kolumnist David Wondrich kürzlich. In der Geschichte der Bar spielt das Geschlecht bis heute eine wichtige Rolle. Blättert man durch alte Cocktailbücher, fällt auf, dass diese Geschichte mehrheitlich von Männern geschrieben wurde. Eine Ausnahme ist Alma Whitaker. Anfang der 1930er-Jahre – kurz nach der Prohibition – legte die Kolumnistin der «LA Times» ein Buch mit dem vielsagenden Namen *Bacchus Behave! – the lost art of polite drinking* vor. Whitaker setzte sich zum Ziel, die Amerikaner nach langer Entwöhnung in die verlorene Kunst des «anständigen» Trinkens einzuführen. Dabei bedeutet anständig wohl nicht für alle dasselbe: Den Vollsuff verwehrt sie explizit nur den Frauen.

Doch nicht nur hinsichtlich des Trinkens fungierte das Geschlecht als Trennlinie. Während des vergangenen Jahrhunderts war es Frauen in den USA lange nicht möglich, als Bartender zu wirken. In den 40er-Jahren kämpfte Valentine Goeasaert mit Hilfe ihrer Anwältin vor dem Supreme Court um das Recht, den Beruf zu wählen, der ihr entsprach. Das Verfahren sorgte für Aufsehen und medialen Wirbel. Am Ende wurde die Klage abgeschmettert.

In den Shaker gebe man $\frac{1}{2}$ Parfait d'amour und $1\frac{1}{2}$ Wodka. Das Gemisch schüttle man gut und seihe es in ein mit Eis gefülltes Tumblerglass ab.

Selbst durch die wilden 60er hindurch hielten sich die alten Vorstellungen hartnäckig. Als die Ethnographen Spradley und Mann in den 70er-Jahren in einer College-Bar Geschlechterrollen untersuchten, waren sie angesichts der Ergebnisse überrascht. Der Titel ihrer Studie spricht Bände: «Cocktail Waitress – Woman's Work in a man's world». Minutiös beschreiben die beiden die soziale Struktur und Arbeitsteilung in der Bar, die wie andere gesellschaftliche Bereiche entlang der Geschlechterlinie organisiert war.

Daran gestossen hatte sich offenbar niemand. Sowohl die Frauen als auch die Männer, die im Betrieb tätig waren, betrachteten die Rollenteilung als selbstverständlich. Während die Mitarbeiterinnen als «Cocktail Waitress» Bestellungen aufnahmen, Tische abräumten und kassierten, war es den männlichen Kollegen vorbehalten, Drinks zu mixen. Die umgekehrte Arbeitsteilung hätte, so schreiben die Autoren, zu offenem Protest beidseits des Tresens geführt.

Die in der Studie festgestellten Unterschiede zwischen den Geschlechtern beschränken sich aber nicht nur auf Berufsbilder, sondern betreffen auch das Verhalten. Zu spüren bekamen dies die Kellnerinnen in Form unverfrorenen Starrens, anzüglicher Sprüche und scheinbar zufälliger Berührungen. Man wünschte sich, die männlichen Besucher jener Bar hätten Alma Whitakers Buch gelesen.

Auch heute wäre dies bei manch einem Gast dringend empfohlen. Als Entschuldigung für Fehlverhalten zählen weder der Suff noch kurze Röcke oder Hot Pants. *Bacchus Behave!* beginnt mit zehn «einfachen Regeln für rechtschaffenes Verhalten». Die erste lautet: «Never get drunk». Ob diese Regel mit Whitakers Sorge um die Folgen masslosen männlichen Trinkerverhaltens zusammenhing? Verdächtig ist auf jeden Fall der letzte Satz ihrer Einleitung: «Man will be the last thing civilized by woman».

Niklaus Reiche, 1986, und Philipp Grob, 1982, Sozialwissenschaftler und Bartender, arbeiten an einem Projekt zur Aufarbeitung der helvetischen Cocktailkultur.

Links und bündig



Links und bündig: Unter diesem Titel erzählt Stefan Howald die Geschichte der Wochenzeitung WOZ. Sie handelt davon, wie aus einem kritischen, alternativen Projekt in den letzten 30 Jahren eine erfolgreiche und unverzichtbare Medienstimme wurde. In der Geschichte der WOZ wurde auch immer wieder die Ostschweiz beschrieben, die Zeitung wurde von Journalistinnen und Journalisten aus der Region mitgeprägt. So stark, dass an einer Stelle im Buch sogar von einer «St.Galler Mafia» die Rede ist.

Stefan Howald stellt die WOZ-Geschichte im Kulturkonsulat bei Saiten vor. Im Anschluss gibt es ein Gespräch zur Medienzukunft in der Ostschweiz und darüber hinaus, mit Susan Boos, Luca Ghiselli und Stefan Howald, moderiert von Peter Surber. Susan Boos begann bei der heute verschwundenen Ostschweizer Arbeiterzeitung OAZ ihre journalistische Laufbahn und leitete viele Jahre die Geschicke der WOZ, Luca Ghiselli arbeitet beim «St.Galler Tagblatt» und stellt im Radio-Podcast «Journalismus Y» neue Medienprojekte vor, Peter Surber arbeitete früher beim Tagblatt und ist Redaktor von Saiten.

Die WOZ zu Gast bei Saiten: 21. Juni, 19.30 Uhr, Kulturkonsulat, Frongartenstrasse 9, St.Gallen. Mit Stefan Howald, Susan Boos, Luca Ghiselli und Peter Surber.

Monatstipps der Magazine aus Aargau, Basel, Bern, Lichtenstein, Luzern, Winterthur, Olten und Zug

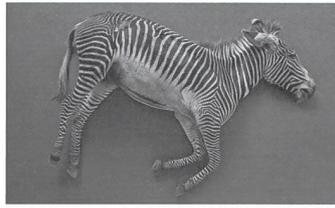
AAKU
Aargauer Kulturmagazin



Figurenkunst

Sechs Tage lang gehört Baden dem Figura Theaterfestival mit Highlights aus der internationalen Figurentheaterszene. Heiteres hat dabei ebenso Platz wie existenzielle Fragen, etwa nach Zugehörigkeit, Flucht oder Macht. Neu ist, dass mit dem Label «Kultur inklusiv» der Einbezug von Menschen mit Beeinträchtigungen verstärkt wird. Mit dabei die inklusive Theatergruppe Hijinx mit «Meet Fred» (Foto).
Figura Theaterfestival 2018
12. bis 17. Juni,
diverse Orte in Baden
figura-festival.ch

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel



Stadtkunst

Parallel zur Art Basel lädt der Parcours mit über zwanzig ortsspezifischen Projekten zum kostenlosen, innerstädtischen Kunst-Spaziergang ein. Er erschliesst diverse Innen- und Aussenräume wie Höfe, Gärten, private Liegenschaften und Kunstinstitutionen. Am Samstag, 16. Juni, lockt die Parcours Night zusätzlich mit speziellen Live-Interventionen.
Parcours
11. bis So 17. Juni,
diverse Orte in Basel
artbasel.com

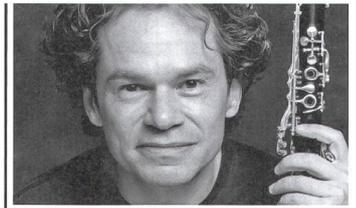
BKA
BERNER KUNSTMAGAZIN



Friedenskunst

Die tibetisch-schweizerische Sängerin Dechen Shak-Dagsay arbeitet mit Philip Glass, Isabella Rossellini und Andreas Vollenweider zusammen und setzt sich mit ihren Liedern und Mantras für den Frieden und die Erhaltung der tibetischen Kultur ein. Im Juni und Juli spielt sie mit dem Zürcher Kammerorchester, dem Jewel Ensemble und Gastmusikern das Konzert «Call for Peace» in St.Gallen (1.6.), Zürich (9.6.) und Bern.
Call for Peace
1. Juli, 20 Uhr, Kursaal Bern
dechen-shak.com

041
Das Kulturmagazin



Kammerkunst

Seit 2006 finden auf Schloss Meggenhorn die Kammermusik-Tage statt. Unter dem Motto «Im siebten Himmel» kommen die vier diesjährigen Konzerte wie ein bunter Blumenstrauß daher: Eröffnet durch ein ad-hoc-Bläserquintett, gastieren das Fiacorda Ensemble mit Mozarts kleiner Nachtmusik, das Quartetto Energie Nove mit Werken von Schubert bis Smetana und schliesslich das Amar Quartett mit Fabio Di Cäsola (Bild).
Musiktage auf Schloss Meggenhorn
15. bis 17. Juni, Schloss Meggenhorn,
Meggen
klang.ch

KuL



Strassenkunst

Das Vaduzer Städtle verwandelt sich Anfang Juni in eine einzigartige Bühne für verschiedenste Strassenkünstler (engl. Buskers) aus aller Welt. Musikerinnen, Zauberer, Fakire, Clowninnen und Jongleure werden das Publikum überraschen und begeistern, an sechs Standorten unter freiem Himmel – vom Rathaus bis zum Liechtenstein Center.
Buskers Strassenfestival
2. und 3. Juni, Städtle Vaduz
buskers.li

Coucou



Mordskunst

Es ist nicht weiter erstaunlich, dass sich das Splätterltheater Shakespeares Titus Andronicus für seine neueste Produktion ausgesucht hat, denn für sie gilt: je blutiger, desto besser. Und wenn auf der Bühne gemordet wird, dann ergiesst sich schon mal ein Schwall Lebenssaft über das Publikum. Statt in der römischen Armee ist diese Version des Stücks hier aber in einem Schweizer Bergdorf angesiedelt.
Splätterltheater: Titus Andronicus
7. Juni, 20.15 Uhr,
Theater am Gleis, Winterthur
theater-am-gleis.ch

KOLT



Stonerkunst

Die einen Rocker lassen dich schwitzen, die anderen katapultieren dich in andere Sphären und die finnischen Stoner-Jungs Kaleidobolt machen gleich beides auf einmal. Irgendwo zwischen Elder und Motörhead, zwischen Cream und The Atomic Bitchwax. Bierfreundige Riffs treffen hier auf bekiffte Jams zu einem feuchtnebligen Stoner Rock-Fest.
Kaleidobolt
9. Juni, 20:30 Uhr, Coq d'Or, Olten
coq-d-or.ch

ZugKultur



Plastikkunst

Wir sagens mit Jan Delay: Du bist vielleicht ganz schön, aber du bist aus Plastik. Die Zuger Künstlerin Patricia Jacomella ist per Containerschiff von Genua nach Newark gefahren und dabei statt Walen nur einem begegnet: dem Plastik. Ihre Installation Pequod, benannt nach Kapitän Ahab's Walfänger, ist ein Ergebnis dieser Reise: Eine Liegestatt aus 835 biologisch nicht abbaubaren und, zumindest für Wale, potenziell tödlichen Plastiksäcken.
Art after Work:
Patricia Jacomella - Pequod
bis 24. Juni,
Galerie Billing Bild, Baar
billingbild.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbepattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org